Nr. 79. — 1915. **Unterhaltungsblatt des Vorwärts** Sonntag, 4. April.

Osterblumen.

In den Wald wandern wir. Noch ist er winterlich kahl, noch scheint der Frühling nicht Einkehr bei ihm gehalten zu haben, aber laßt uns nur erst näher kommen. Lustig schaukeln des sagenumwobenen Haselstrauches schlanke Gerten ihre gelben Kätzchen im Winde hin und her, und aus dem fahlen Grau des vorjährigen Laubes und Grases, das den Waldboden bedeckt, grüßen uns freundlich-weiße Blüten. Anemonen sind's, die eigentlichen Osterblumen. Zeitig sind sie auf dem Plan, denn wenn erst der Wald seinen dichten, grünen Blättermantel über die Schultern geworfen hat, dann ist's mit Licht und Luft und Sonnenschein vorbei. Im Buschwald finden wir sie am häufigsten, beim leisesten Windhauch schwanken ihre der Heckenrose ähnelnden Blüten hin und her, und deshalb erhielt die Blume den hübschen Namen Buschwindröschen. Der Oberösterreicher nennt sie um ihrer weißen Farbe willen wohl auch „Schneetröpfl" oder — mit lustigem Augenzwinkern — „Hemdenklenker", was unserem Hemdenmatz entspricht. Im Unterelsaß kennt man die Osterblume als Hasenblume. Dort bauen nämlich die Kinder um die Osterzeit in Hof und Garten aus Städchen und Stecken kleine Gärtchen, die innen mit Laub, Gras und Blumen hübsch ausgeschmückt werden. In diese „Hasegärtel" soll der Osterhase seine Eier legen, und mit ganz besonderer Vorliebe tut er das, wenn Anemonen oder Hasenblumen zum Aufputz der Gärtchen verwendet sind.

Noch früher als das Buschwindröschen erscheint sein Schwesterchen in unseren Laubwäldern, das Leberblümchen. „Ostertröpfchen" hat der Volksmund diese Anemone hier und da getauft, oder auch „Vorwitzchen". Zeitig, oft allzu zeitig öffnet es seine kleinen blauen, seltener roten Blüten. Die Strahlen der Frühlingssonne sind trügerisch; nicht selten kehrt der Winter zurück und begräbt das Vorwitzchen unter Schnee und Eis. Den eigentlichen Namen „Leberblume" hat wohl die Form der Blätter gezeitigt; sie war auch der Anlaß, die Pflanze als Heilmittel bei Leberkrankheiten zu verwenden.

Im trauten Verein mit Buschwindröschen und Leberblümchen finden wir namentlich an feuchten Stellen des Waldes als dritte Osterblume das Himmelschlüsselchen. Zieht man die gelbe Blumenkrone heraus, so bleibt die Kelchröhre wie ein zierliches Schloß mit dem Schlüsselloch nach altdeutscher Art zurück. Die spitz zulaufende Krone selber gleicht einem im Inneren hohlen Schlüssel, in welchen der Stift des Schlosses geschoben werden mußte. So erklärt sich der deutsche Name unserer Primel.

In den Städten wird vielfach die gelbe Narzisse, die Osterlilie, als Osterblume bevorzugt. In riesigen Mengen werfen sie die großen Gärtnereien auf den Markt, und wir können sie ziemlich wohlfeil erstehen. Sie ist aus der Fremde zu uns gekommen und soll nach einer griechischen Sage ihren Namen, der auf das Wort „narkáo" = betäube zurückgeht, dem schönen Narzissus verdanken.

Schließlich sei auch noch der weiß-blauen Passions- oder Glaubensblume gedacht, die vielen als die eigentliche Osterblume gilt. Auch sie ist ein Kind der Fremde, in den Wäldern Brasiliens, Perus und Virginiens entfaltet sie ihren ganzen Zauber. Dort blüht sie duftreicher, größer und in mannigfaltigerer Farbenfülle umhaucht als bei uns; dort umschlingen die Blume die alten graubärtigen Riesenstämme der Urwälder und klettern zu ihren Kronen empor, nach Luft und Sonne ringend, oder schweben über dem Wasser. Als die Spanier auf ihren Beutezügen im Lande der Inkas die Blumen fanden, glaubten sie in ihr eine wunderbare Bestätigung des Leidens Christi zu erblicken. Die drei Narben sollten die Nägel, der rotgesprenkelte Fadenkranz die Dornenkrone und der gestielte Fruchtknoten den Kelch darstellen. In den fünf Staubbeuteln sahen sie die Wunden, in den dreilappigen Blättern die Lanze, in den Ranken die Geißeln. Die ersten Passionsblumen wurden 1568 nach Europa gebracht, doch währte es geraume Zeit, ehe die neuen Pflanzen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Heute sind sie uns keine Fremdlinge mehr und gehören zu unseren schönsten Schlingpflanzen. Als Kinder der heißen Zone gedeihen sie nicht im Freiland, im Zimmer oder im Gewächshaus aber lohnen sie die Pflege durch reiches Wachstum und eine Fülle prächtigster Blüten. Allerdings blüht jede einzelne Blume nur vierundzwanzig Stunden, dann schließt sich ihr Kelch, aber immer neue und neue Blüten dringen hervor.

Memel unter Russenherrschaft.

(Tagebuchaufzeichnungen eines Gewerkschaftsangestellten des Transportarbeiterverbandes.)

16. März.

Als ich am Morgen des 16. März von meiner am Bahnhof gelegenen Wohnung nach dem Bureau ging, bemerkte ich schon bei der Bevölkerung eine gewisse Unruhe. Ich war aber der Meinung, daß das wieder, wie so oft während der acht Kriegsmonate, auf übertriebene Gerüchte zurückzuführen sei, mußte mich jedoch bald eines anderen belehren lassen. Bis Mittag saß ich im Bureau. Die Arbeitslosen kommen zur Kontrolle wie immer. Kein Wort wird von Gefahr gesprochen. Um 1 Uhr gehe ich zu Mittag. Als ich auf die Straße trete, sehe ich schon ganz bestürzte Gesichter. Ich kann mir aber noch nicht erklären, was eigentlich los ist. Da komme ich zur Libauer Straße, einer der wenigen Hauptstraßen Memels, und was ich da sehe, macht freilich den Fuß stocken. Es ist weniger der ununterbrochene Strom von Flüchtlingsfuhrwerken, die mit einigen Federbetten und sonstigem geringem Hausgerät ankommen und entweder von Frauen oder Kindern geleitet werden, diese Tragödie haben wir hier schon mehr als einmal erlebt. Es ist vielmehr ein Bauernfuhrwerk, beladen mit drei Verwundeten (Landsturm), von denen der eine Armschüsse hat; von den anderen beiden kann ich die Verwundungen nicht feststellen. Der eine sitzt, während der andere wachsbleich und wie leblos auf dem Fuhrwerk liegt. Jetzt ist mir auf einmal der ganze furchtbare Ernst der Lage klar, in der wir uns befinden. Das Mittagessen schmeckt nicht mehr. Bleibt auf dem Tisch stehen. Meine Hauswirtin schickt zu mir, ob wir uns nicht fluchtfertig machen wollen. Davon will ich noch nichts wissen. Ich gehe erst noch einmal nach der Stadt, um genauere Nachrichten einzuziehen. Da sehe ich denn, daß die Leichtverwundeten aus dem Lazarett nach der Nehrung gebracht werden. Ich erfahre, daß Banken und Kassen ihre Gelder, das Landratsamt und der Magistrat wichtige Papiere in Sicherheit gebracht haben. Das allerdings gibt Anlaß zu Bedenken. Dann erfahre ich aber wieder, daß die Lage zwar ernst, sehr ernst ist, aber doch nicht hoffnungslos. Bis jetzt haben unsere braven Landsturmleute, unter denen sich sehr viele von unseren Kollegen befinden, den Feind zwar nicht aufzuhalten vermocht, dazu waren sie gar nicht in der Lage, da auf einen dieser Braven 40 bis 50 Feinde kamen, aber sie haben ihn beschäftigt. Um 12 Uhr nachts soll Artillerie, Kavallerie und Infanterie eintreffen.

Mit diesen Nachrichten komme ich nach Hause, fest entschlossen, Frau und Pflegetochter wegzuschicken, während ich selbst bleiben will. Ich will feststellen, ob etwas Wahres an den Gerüchten ist, die man über die Grausamkeit und Plünderungssucht der Russen verbreitet hat. Da muß ich nun hören, daß die ganze Familie meines Hauswirtes, ein Pferdeschlächter und -Händler, bereits mit dem Drei-Uhr-Schnellzug abgerückt ist. Sie haben das Anwesen zwei jungen Mädchen und zwei jungen Burschen im Alter von 17 Jahren überlassen, mit der etwas sonderbaren Zumutung, auf keinen Fall vom Gehöft zu gehen, das Vieh, 6 Pferde, 7 Rinder und gegen 50 Hühner, gut zu versorgen. Mein Miteinwohner, ein Werkmeister von der Bahn, mit Familie, Frau und fünf kleinen Kindern, die Frau in guter Hoffnung, und meine Familie, sind fertig zum Abrücken. Die in diesen Zeiten nicht ratsame Nähe von Kaserne und Bahnhof, zwischen denen meine Wohnung gelegen ist, läßt es mir ratsam erscheinen, einige Federbetten und Nahrungsmittel nach dem in der Mitte der Stadt gelegenen Bureau zu bringen. Ich nehme Pferd und Wagen meines Wirtes und bringe meine Sachen auf diese Weise so fort wie andere Landflüchtlinge.

Um 7 Uhr gehe ich nach der Bahn. Es geht gerade ein Zug ab. Es war der letzte. Güter- und Viehwagen gestopft voll mit Menschenfracht. Nun ist noch eine Hoffnung vorhanden, Frau und Kind wegzubringen; denn der Räumungszug, der nur wertvolles Material der Bahn und dazu das Personal mit Familien wegbringt, ist ja noch nicht fort. Schon zweimal seit Kriegsausbruch ging dieser Zug ab; das dritte Mal war es nicht möglich, der Feind beschoß schon den Bahnkörper. Beim Dunkelwerden sah man den Widerschein brennender Dörfer und einzelner Gehöfte. Im Halbkreis um die Stadt ist der Himmel blutrot. Um 9 Uhr gehe ich wieder in die Stadt. Mit dem Wirt des Gewerkschaftshauses und noch einem Genossen gehe ich nach dem Steintor. Hier ist vor einer Stunde heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer zu hören gewesen; als ich ankam, war alles wieder ruhig. Auf dem Nachhauseweg begegnen mir drei Geschütze mit Munitionskolonne. Sie sind eben als Verstärkung angekommen. Um 12 Uhr lege ich mich angekleidet zu Bett.

17. März.

Morgens 6 Uhr. Heftiger Kanonendonner. Gegen 7 Uhr ein furchtbarer Schlag. Die Fenster klirren. Auf dem Bahnhof hat eine Granate eingeschlagen. In eine Drehscheibe. Glücklicherweise ein Blindgänger. Nun ist kein Halten mehr. Mit Frau und Kind verlasse ich das Haus. Einige Lebensmittel und eine große Decke ist alles, was ich mitnehmen kann. Auf, nach dem Bureau. Hier nimmt uns die Frau meines Kollegen Pannars liebevoll auf. Das Bureau ist mit der Wohnung dieses Kollegen verbunden. Er selbst befindet sich seit Kriegsausbruch im Felde. Ich arbeite noch. Arbeitslose kommen am Vormittag zur Kontrolle. Auch einige Frauen unserer Krieger stellen sich ein. Und dabei spielt sich draußen die Schlacht ab. Salve auf Salve wird von den Kanonen gelöst. Abends 8 Uhr leidet es mich nicht mehr im Bureau. Ich muß raus. Dumpfer Kopfschmerz hat sich meiner bemächtigt. Bleischwer sind die Glieder. Im Gewerkschaftshaus mache ich Station. Der Genosse soll mitkommen. Mit einemmal geht ein Laufen und Schreien auf der Straße los.

„Was ist?" rufe ich den jagenden Menschen zu.

„Nun ist alles aus, fort, fort, die Russen kommen!"

Ein mir bekannter Kollege, Vorstandsmitglied unserer Ortsverwaltung, der seiner Länge und seiner Ruhe wegen bei uns bekannt ist, kommt eiligst dahergehastet.

„Komm!" ruft er mir zu. „Sie sind da!"

Auf dem Wege fragt er: „Was machst Du?"

„Weg!" rief ich.

„Mit Frau und Kind, ja?"

„Ja! Und Du?"

Er hat fünf Kinder, die Frau hochschwanger. „Ich weiß nicht," trieg ich zur Antwort.

Zu Hause sind die Frauen schon von allem unterrichtet. Fertig zum Aufbruch. Den Rucksack aufgeschnallt, das Kind auf den Arm. Und nun los. Wohin? Der Strom der Flüchtlinge nimmt uns auf. Es geht nach dem Hafenbauamt. Dort ist eine Anlegestelle für Dampfer. Ehe wir da ankommen, stockt die Menschenflut. Der Dampfer ist voll. Flüchtendes Militär, Frauen, Kinder aller Größen, Männer jeden Alters hat er aufgenommen. Immer mehr flüchtende Soldaten kommen. Rufe ertönen: Nicht drängen, um Himmelswillen nicht drängen, wir fallen sonst alle ins Wasser! Ein fürchterliches Hin und Her entsteht. Vor- und Rückwärtsdrängen. Es ist schrecklich.

Abends 7 Uhr. Finster. Schneesturm setzt ein. Da kommt der Dampfer zurück. Er legt auf der anderen Seite der Anlegestelle an. Ein Hinüberhasten findet statt. Rufe: Zivil zurück, nur für Militär! Trotzdem springt alles rauf auf das Fahrzeug, und bald ist es wieder überfüllt. Da liegen noch einige Prähme. Sie liegen tief im Wasser. Kinder werden hineingeworfen. Kinderwagen folgen nach. Ob, ich finde keine Worte für das, was ich sah. Eine ganz neue Sprache, bestimmt, die Eindrücke des Krieges wiederzugeben, müßte entstehen, um alle Schrecknisse zu schildern. Die Prähme sind voll. Neue flüchtende Truppen kommen an, dadurch kommt wieder Bewegung in die sich stauende Masse. Da komme ich langsam wieder zur Besinnung. Wie ein Blitzlicht taucht vor mir all die Gefahr und der Schrecken auf, denen die fliehende Menge auf der langen Wanderung (über 100 Kilometer) über die Kurische Nehrung ausgesetzt ist. Eine traurige Todesfahrt bei Schneesturm und grimmer Winterkälte enthüllt sich vor meinem geistigen Auge. Ich sehe schon Hunderte erfrorener Kinder und Frauen vor mir. Da löst sich von mir der Bann. Ich schreie der Menge zu: „Zurück, zurück! Wollen doch sehen, wie sich der Feind benimmt!"

Da geht es der Menge wie mir, es kommt eine Bewegung nach rückwärts in sie. Nach einigen Schritten stoße ich auf den Genossen Wolff. Einige Worte der Verständigung, und schon fordern wir die Menge gemeinsam auf, zurückzugehen in die Wohnungen. Einige traurige Stimmen antworten uns: Wohnungen? Die sind runtergebrannt, runtergeschossen! Trotzdem folgt man uns. Da kommen auch schon unsere Geschütze an. Nun heißt es aber schleunigst zurück. Ich bringe die Frauen und Kinder ins Gewerkschaftshaus. Gehe allein zum Bureau zurück. Finde noch alles unversehrt und bin im Begriffe, die Familien zurückzuholen, da kommen zwei Reiter im tollsten Galopp angesprengt. Hinter ihnen heftiges Gewehrfeuer. Sie rufen: „Runter von der Straße, der Russ gibt Feuer!"

In einer Hausecke steht ein deutsches Gewehr, mit aufgepflanztem Bajonett. Nehmen! Mir zuckt es in den Fingern. Aber nein, du bist ja Zivilist, laß stehen. Wir kommen unversehrt nach dem Bureau. Ein erleichtertes Aufatmen. Das Gas brennt noch. Licht gemacht. Das Fenster auf und trotz Angst und Furcht hinausgespäht. Da krachen Schüsse, ganz in meiner Nähe. Eine wunderbar helle deutsche Stimme, deren Klang mir noch lange im Gedächtnis haften bleiben wird, ruft:

„Gehen Sie in die Wohnungen, es finden Straßenkämpfe statt!"

Nicht lange darauf überall heftiges Gewehrfeuer. Maschinengewehre arbeiten. Zum Glück für die Einwohner kommt es nicht zum alles zerstörenden Häuserkampf. Die Nacht, eine endlos lange Nacht, die, in Kleidern auf dem Fußboden verbracht, keinen Schlaf aufkommen läßt, geht endlich vorüber. Es wird langsam Tag.

5 Uhr morgens. Die Nacht über ist noch kein russischer Soldat dagewesen. Die Türen, soviel Kriegserfahrung hat man schon gesammelt, werden aufgelassen.

18. März.

Ein wunderbar sonniger Tag bricht an. Es ist zwar kalt, bitter kalt im Schatten; es ist, als ob uns die Russen ihren Winter mit seiner Kälte als Morgengabe dargebracht hätten. Aber hell und ruhig und sonnig und still, eine Stille, die doppelt wohltuend wirkt nach dem Kriegssturm und Naturssturm der letzten beiden Tage. Bei uns in Deutschland nennt man solch Wetter auf patriotische Weise „Kaiserwetter"; wie man es in unserem neuen „Vaterland" dem „Mütterchen" Rußland nennt, weiß ich noch nicht. Ganz sacht öffnen sich die Fenster. Schüchtern begrüßen sich die von der Flucht zurückgekehrten Einwohner. Da sieht man auch schon Menschen auf der Straße, fast nur Frauen. Männer zeigen sich noch nicht. Die früher in unseren Zeitungen veröffentlichten Schauernachrichten über Grausamkeiten, Verschleppung der Männer, Frauen und Kinder, tun jetzt ihre Wirkung. Angst und Ungewißheit über das, was kommt, gemischt mit Staunen darüber, daß eigentlich noch nicht mehr passiert ist, kann man auf allen Gesichtern lesen. Dazu Schüsse, Einzelschüsse und Salven. Kanonen-

---

79]

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

Aage lachte: „Gott erbarme sich, was für ein Faselhans man werden würde, wenn man Deinen Kopf hätte. Daß Dir die Kinnbacken nicht müde werden!"

„Sieh nach dem Ofen!" sagte Karl mit ruhigem Ernst.

Aage tat es.

„Sieh, wie Du das kannst! Gehorchen, mein ich. Aber von selber wärest Du nie darauf verfallen."

„Hier ist es ohnehin warm genug, die Sonne brät nicht schlecht."

„Gewiß! Nein, aber Du bist wie eine Maschine, die kann zwar arbeiten, aber es ist einer nötig, sie zu regieren. Na, die Maschinen haben ja gleichfalls ihre große Berechtigung."

„Was bist Du denn wohl?" fragte Aage lachend.

„Ich bin Verstand in Reinkultur, der Körper ist auf ein Mindestmaß eingeschränkt. Ich bin Mensch, siehst Du, der Herr der Natur! Aber Du bist nichts als ein Runken Naturkraft, der auf zwei Beinen geht — und gähnt, wenn er sich hinreichend wohlfühlt. Ich kann hier auf dem Rücken liegen und das Ganze dirigieren, den Dampf und die Elektrizität und auch alle die zwei- und vierbeinigen Naturkräfte — Dich inbegriffen. Denn die große Bewegkraft sitzt hier — kannst Du mir folgen?" Er wies auf sein Gehirn.

„Wenn Du nur nicht bald gen Himmel fährst!" sagte Aage. „Darf ich mal Deinen Puls fühlen?"

Karl hielt ihm die Hand hin. „Du kannst auch meine Zunge sehen," sagte er und streckte dem Freunde die Zunge heraus.

„89, 90, 91, 92," zählte Aage, die Uhr in der Hand. „Ja, das ist bös. Zu den Nacken kommt ein Senfpflaster und unter die Zunge für fünf Oere gestoßener Pfeffer. Wollen wir mal sehen, ob der Magen in Ordnung ist?" Er lüftete die Bettdecke.

„Laß sein, zum Henker!" schrie Karl und hielt sich beide Hände über den Bauch. „Ich laß den Blitz in Dich einschlagen, wenn Du nicht ruhig bist, Du Scheusal!" Er eroberte die Decke zurück und zog sie bis ganz unters Kinn. „Du hättest mich wohl gern für unzurechnungsfähig erklären lassen, wie? — Wie war das, bist Du nicht auch in der Lage, glücklich zu sein?"

„Darauf kannst Du einen Eid leisten!"

„Einem bestimmten Grade von Glück entspricht stets ein gewisses Quantum Dummheit, mein Freund! Du siehst, die Diagnose paßt in allen Teilen."

Es klopfte leicht, und Else kam schnell herein. „Mir scheint, Ihr seid so laut?" sagte sie und blickte aufgeräumt vom einen zum anderen.

„Aage übt sich im Denken, — so etwas kann nicht still ablaufen. — Na, kannst Du mir sagen, Aage, wer beneidenswerter ist: eine lebendige Laus oder eine tote Berühmtheit?"

„Die lebendige Laus," sagte Aage lachend und hielt den Finger wie ein Schuljunge in die Luft.

„Er ist unverbesserlich. Nun, und Du, Else?"

Else rümpfte die Nase und ließ den Finger in den zurückgestreiften Aermel gleiten, der ihren drallen Arm straff umschloß. „Du könntest uns wohl helfen, ein wenig Wasser pumpen," sagte sie zu Aage.

„Gern," erwiderte dieser und ging mit ihr hinunter.

Karl raffte den Rand des oberen Lakens mit der Hand zusammen, preßte ihn aus Leibeskraft zusammen und glättete ihn wieder; bewundernd betrachtete er die scharfen Falten, die entstanden waren, und lächelte. Er war gutgelaunt — wirklich gutgelaunt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und die Tage glitten hin, einer nach dem andern, und die Wochen mit ihnen. Höher und höher stieg die Sonne auf ihrer Bahn, jeden Tag ein klein wenig. Karl hatte seine Maße dafür, wo sie auf- und unterging und wie weit sie auf dem Fußboden reichte, wenn sie am höchsten stand. Sie war wie ein Riesenzirkel, der immer größere Bogen beschrieb, zum Meere im Osten und nach der Wassermühle im Westen; bald würde sie das halbe Erdrund umspannen. Und er verfolgte die beständig abnehmende Lichtfläche auf dem Fußboden von Spalte zu Spalte; so oft die Sonne hier drinnen auf eine neue Diele verzichtete, hatte sie an Wärme und Lichtstärke zugenommen.

Seine eigene Kraft wuchs mit der der Sonne, ganz wenig jeden Tag, fast unmerklich. Aber im Laufe einer Woche war ein ganzes Stück daraus geworden.

Ganze Tage lag er da ohne ein Bedürfnis oder einen Wunsch, ließ sich nur von der Sonne braten und fühlte, wie ihre Lebenswärme in seinen Körper eindrang und wohltuend bis in die äußersten Enden rann. Aus Gesellschaft machte er sich nichts, sondern er wollte am liebsten allein sein mit diesem wunderbaren Gefühl, wie eine Frühlings-Rekonvaleszenz es mit sich bringt. Und gerne fand er sich darein, daß der Vater seine meiste Zeit im Hafen und in den Kaufhäusern verbrachte oder unten saß und die beiden Frauen bei ihrer Arbeit unterhielt. Er liebte den Vater mehr als je, weil etwas von dem Mitleid hinzugekommen war, das man mit denen empfindet, die alt werden, — aber es genügte ihm, ihn in seiner Nähe zu wissen. Er fühlte auch keinen Drang mehr zu den ernsten Erörterungen, weder mit dem Vater, noch mit irgendeinem anderen; alle Probleme waren ihm herzlich gleichgültig; und wenn er genötigt wurde, sich mit den Leuten zu unterhalten, so umgab er sich mit einer unübersteiglichen Mauer von Geschwätz und Scherz.

War er aber allein, so befiel ihn ein eigentümlicher, stiller Ernst, und er begann, andächtig diesem Frühlingswachstum in sich zu lauschen, das ihn sein Menschentum vergessen und ihn sich als grünenden Roggenhalm empfinden ließ, darin die Säfte von neuem stiegen nach langem, überaus langem Winter.

Und die Erde war eine tägliche Verkündigung. Eines Tages bei Hochwasser brach das Fjordeis und strömte ins Meer. Im Lande sank der Schnee gleichmäßig unter den Strahlen der Sonne, man unterschied den Erdkörper darunter: Ackerfurchen, Grüfte, Erhebungen und Dungbüschel vom vorigen Jahr. Aber der Nachtfrost kämpfte dagegen an, und noch lag das Land weiß da.

(Forts. folgt.)

schläge, über deren Bedeutung man keinerlei Gewißheit hat, ertönen. Die wildesten Gerüchte gehen von Mund zu Mund. Bald soll es die Stadt sein, die beschossen wird, dann wieder nur die besseren Gebäude; jetzt ist es der Sandkrug und darauf der Leuchtturm. Ich kann diesen Gerüchten nicht auf den Grund gehen; nur das eine steht fest, die Stadt steht noch; ob auch Sandkrug und Leuchtturm? Ausgehen kann ich nicht. Ich will mich nicht unnötig der Gefahr aussetzen, festgenommen und fortgeführt zu werden. Wenn das gemacht wird, soll man mich aus der Wohnung schleppen.

Ich sehe aus dem Fenster, mein Nachbar steht unter der Haustür, der Hauswirt im Hoftor. Wir unterhalten uns. Dem Hauswirt ist gestern abend von zwei russischen Soldaten die goldene Uhr abgerissen worden. Ließ er die Uhr nicht fahren, so lag er heute erschlagen in der Luisenstraße.

Eine Frau kommt vorüber und weint. Ihr Mann ist seit gestern abend verschwunden. Von der Flucht kehrte er zurück. Er ging nochmals auf die Straße und kam nicht wieder. Der Frau wird gesagt: Gehen Sie nach der Libauer Straße, dort liegen verschiedene erschossene Zivilisten, vielleicht ist Ihr Mann dabei. In der Marktstraße, in der Holzstraße, in der Fischerstraße liegen tote Zivilisten. Sie sind alle bei den nächtlichen Straßenkämpfen erschossen worden. Es sind unschuldige, dem Kriege dargebrachte Opfer. Patrouillen schreiten und reiten die Straßen auf und ab. Drei Mann, vier Mann. Vorsichtig und langsam in den Nebenstraßen. Die Fenster scharf beobachtend. Hier und da in ein Haus gehend. Die Libauer Straße darf nur in einer Richtung begangen werden. Mein Bureau liegt in einer Nebenstraße.

Ich stehe wieder am Fenster. Eine Frau zieht draußen einen Handschlitten vorüber. Ein Federbett ist aufgeladen, es fällt ihr vom Schlitten. Sie bittet mich um ein Stück Schnur. Ich werfe es ihr durchs Fenster zu. Die Frau, eine ältere Person, wird nicht fertig mit Festbinden, ich gehe auf die Straße, ihr zu helfen. Da kommt eine Patrouille. Vier Mann. Als sie mich erblicken, bleiben sie stehen und beratschlagen sich. Ich lasse mich in meiner Arbeit nicht stören. Das scheint sie zu befriedigen. Sie gehen in ein Nachbarhaus. Unterdes mache ich schleunigst, daß ich ins Haus zurückkomme. Dort verständige ich die Frauen von dem baldigen Erscheinen der Soldaten. Sie kommen jedoch nicht.

Am Nachmittag gehen Frau Pannars und ein erwachsenes Mädchen nach der Stadt. Sie bleiben lange aus. Da kommen sie zurück, laut redend und aufgeregte Gebärden zeigend. Drei Russen in ihrer Begleitung. Na, was ist nun los? Schreck ist auf allen Gesichtern zu lesen, nicht am wenigsten auf dem meinigen. Quittegelb und puterrot soll ich ausgesehen haben. Ich weiß es nicht, in den Spiegel habe ich nicht gesehen.

Die Tür geht auf, die drei Soldaten erscheinen, stutzen. Einen Mann hatten sie nicht erwartet, noch dazu einen so verhältnismäßig jungen. Was sich in diesem Augenblick im Kopf der Drei abspielte, weiß ich nicht, auf jeden Fall ließ ich ihnen nicht lange Zeit zur Besinnung. Ich ging ihnen entgegen und begrüßte sie durch Handschlag. Lud sie ein zum Niedersetzen. Brot, Butter, Eier, Wurst und Kaffee auf den Tisch. Sie langen zu, essen aber wenig. Der Hunger ist also nicht groß. Kaffee wird nur genippt, vermuten vielleicht Vergiftung. Auf dem Mantelärmel des einen sehe ich einen blauen Anker aufgenäht. Als ich ihn durch Gebärde frage, was das zu bedeuten habe, sagt er „Matrose" auf deutsch. Eine Frau stellt, ehe ich es bemerkt habe, Rum auf den Tisch. Leicht angetrunken sind sie schon. Mir schwant Unheil. Sie kosten, der Rum schmeckt ihnen nicht, es war wahrscheinlich unser bekannter „Liebesgabenrum". Der eine von ihnen, ein langer hagerer Mensch, mit unzähligen Pickeln im Gesicht, aber wohlgepflegten weißen Händen, die den Mann der Kopfarbeit verraten, nimmt seine Feldflasche und gießt von deren Inhalt in eine Kaffeetasse. Ich bin Alkoholgegner, muß aber jetzt, wohl oder übel, meinem „Gast" Bescheid tun. Ich nippe nur; ein kräftiger Geruch, kein Fuselдunst ist wahrzunehmen. Als der Soldat sieht, daß ich nicht restlos austrinke, ermuntert er mich dazu. „Ruzki, Ruzki!" ruft er. Ich verstehe also, daß er meint, er habe russischen Rum. Um ihn nicht zu verletzen, setze ich die Tasse nochmals an, trinke aber nicht, sondern reiche den Rest meiner Frau zu, um ihn wegzustellen.

Vor Aufbruch verlangt der Soldat mit den weißen Händen zu wissen, was zu bezahlen sei. Wir winken ab. Er will uns jedoch absolut Geld geben, doch wir bedeuten ihm, daß er als Soldat sein Geld nötiger habe als wir. Darauf greift er in die Tasche und zieht eine Menge deutsche Scheine und Silbergeld, darunter auch russisches, hervor. Er zeigt aufs Geld, dann auf die Schläfe und macht darauf die Geste des Schießens. Also: was nützt ihm das Geld, wenn er jeden Augenblick erschossen werden kann!

Beim Aufbruch reichen mir alle Drei die Hand. Der mit den schlanken Händen zieht sich sogar den Handschuh dazu ab. Scharf mustern sie erst noch ein Bild meines Freundes Pannars, das an der Wand der Wohnstube hängt und ihn als aktiven Feldartilleristen zeigt. Aeußerungen lassen sie jedoch nicht fallen. Der eine ließ sein Gewehr in der Ecke stehen, wir machten ihn darauf aufmerksam, und er zeigte sich sehr erfreut darüber. Man konnte ja das Gewehr dabehalten, aber wozu, zu welchem Zweck? Lieber weg damit. Nach etwa zwei Stunden wird diese Patrouille abgelöst. Jetzt kommt nur ein Mann, jung und hochgewachsen. Vorn im Mantel steckt eine Kiste mit Zigarren. Er kommt nach der Stube und sticht mit dem Bierkant unter das Bett. Findet nichts, kein deutsches Militär, trollt sich wieder. Ich sehe wieder das Marineabzeichen auf dem Mantelärmel. Auf meine Frage sagt er: „Liboff, Liboff" und „Matrose". Ich weiß also nun, daß es Marine ist, die in Memel eingebrochen ist, und daß es Leute aus den Ostseeprovinzen sind, die unsere Besatzung bilden. Nach 7 Uhr hört man wieder Schüsse fallen. Das Wetter schlägt um. Ein furchtbarer Schneesturm setzt ein, der die Nacht hindurch wütet. Ohne aus den Kleidern zu gehen, legt man sich wieder hin. Haustür unverschlossen. Beim geringsten Geräusch fährt man in die Höhe. Endlich wird es wieder einmal Tag.

19. März.

Der Schnee liegt über ¾ Meter hoch. Mit unverminderter Heftigkeit fegt der Nordweststurm durch die Straßen, gewaltige Massen Schnee vor sich hertreibend. Russen sind keine zu sehen. Es beruhigt sich die Bevölkerung wieder. Der ganze Tag ist ruhig.

Bis hierher habe ich nur eigene Erlebnisse erzählt, ich kann es aber nicht unterlassen wiederzugeben, was mir von Augenzeugen mitgeteilt worden ist.

Immer und immer wieder konnte man in den Zeitungen lesen, wie unmenschlich, wie tierisch die Russen hausten, wie sie Frauen schändeten, Kinder an die Wand nagelten, auf den Tisch spießten, Männer verstümmelten und dergleichen mehr. Sogar Kriegsberichterstatter hatten die Gewohnheit, das deutsche Volk „pflichtgemäß" von allerlei Verbrechen wider die Menschlichkeit, Völkerrecht usw. zu unterrichten. Daran wird gewiß viel Wahres sein, doch auch sehr viel muß der in diesen schrecklichen Zeiten fieberhaft arbeitenden Phantasie zugeschrieben werden. Von dem, was man aus zweitem, drittem Munde hört, muß sehr viel weggestrichen werden. Plünderung?! Ja! Die Russen haben geplündert, und Zivilvolk hat sich daran beteiligt. Sackweise sind Schuhwaren von diesem Pack weggeschleppt worden. Drei Schuhe bringt ein Weib, ein anderes hat einen Schnürleib über den Arm gehängt. Glasteller, Porzellan, Eßwaren und Nichtigkeiten, die Russen werfen es aus den Läden, aus den zertrümmerten Schaufenstern, nehmen sich die besten Stücke, auf den Plunder stürzt sich der Pöbel. Das ist die Plünderung.

Nun zu den Schandtaten. Hiervon kann ich nichts berichten, wenigstens nicht aus eigener Erfahrung, und was mir erzählt worden ist, möchte ich nicht wiedergeben, da ich es nicht nachprüfen kann.

21. März (Sonntag).

Allerhand Gerüchte vom Anmarsch unserer Truppen durchschwirren seit dem frühesten Morgen die Stadt. Es zeigt sich kein russisches Militär, wenigstens nicht in der Rosenstraße. Die Holzstraße lang ziehen drei Kellnerweiber mit Kisten und Körben. Raubwaren. Vier Russen helfen schleppen. Absolute Ruhe bis zum Abend. Nach 7 Uhr heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Platzende Granaten in der Richtung von Schmelz. Was ist los? Unser Militär? Ich weiß es nicht. In der Wohnung geblieben, vielmehr im Bureau. Die Schießerei geht die ganze Nacht hindurch.

22. März.

Morgens. Alles ruhig. Vorsichtig öffne ich das Fenster. Da kommen einige Frauen und Männer. Rufe: Raus, raus, wir sind befreit! Ich zweifle noch, es kommt mir zu überraschend. Es zeigen sich immer mehr Leute. Nun leidet es mich nicht mehr in der Wohnung.

Nach der Libauer Straße. Auf dem Wege dorthin begegne ich unserem Militär. Also nun ist's doch wahr. Frei! . . . Der Alpdruck ist gewichen. Das Gefühl, das ich beim Anblick unserer Soldaten empfand, kann ich nicht beschreiben. Derartiges muß man erlebt haben. Für den größten Schmerz, aber auch für die größte Freude gibt es keine Worte. Nur Empfindungen. Ich biege in die Libauer Straße ein. Da liegen die Opfer des nächtlichen Kampfes. Nur noch Russenleichen. Wie gesät. Zählen kann ich sie nicht, dazu fehlt mir für den Augenblick die nötige Nervenstärke. Schrecklich ist die Verwüstung der Läden. Russentaten der Tage vorher. Ueberall deutsches Militär auf den Straßen. Die Bevölkerung bringt Kaffee und Eßwaren und Rauchwaren. Ich eile nach Hause, rücke mit zwei Kisten Glimmstengeln los. Im Handumdrehen sind sie vergriffen.

Da bringt man einen Transport Russen. Sie steckten in einem Hof der Libauer Straße. Die Mehrzahl der Bevölkerung bewahrt eine eisige Ruhe.

Auf nach dem Steintor! Hier und dort ein toter Russe. Ich erzähle einigen Soldaten meine Erlebnisse mit den zwei russischen Patrouillen.

Mensch! rufen sie aus, du kannst wirklich von Glück sagen, so ein junger Kerl und ungeschoren gelassen, das trifft man höchst selten!

Nach all dem, was ich jetzt gesehen habe, glaube ich das bald selber.

Im letzten Haus hinter dem Steintor liegen einige Schwerverwundete von uns, darunter ein Hauptmann Samesreiter. Ein noch sehr junger Mann. Bauchschuß, erzählen die anderen. Er liegt ganz still, die Augen geschlossen. Einige Verwundete bitten mich und meinen Begleiter, doch dafür sorgen zu wollen, daß sie wo anders untergebracht werden. Auf dem Feld treffe ich einen Sanitätsunteroffizier und führe ihn hin. Er veranlaßt die Ueberführung der Leidenden.

Auf dem Felde bei Althof überall Tote. 15 Zivilisten, Deutsche, liegen der Reihe nach hingestreckt. Man hatte sie aus den Wohnungen am Steintor herausgezerrt.

Ein Stück vor mir die traurigen Reste ehemaliger menschlicher Wohnstätten. Ich habe genug gesehen. Kann einfach nicht mehr. Zurück in die Stadt. Dort erfahre ich, daß meine Wohnung zerstört ist. Mein Hausrat ist mein ganzes Eigentum. Da muß ich mich erst noch besser fassen, um den Anblick entschwundener Behaglichkeit, die Zerstörung so manches mir liebgewordenen Gegenstandes, meiner Bücherei, ertragen zu können.

Ich esse Mittag und schreibe während dessen die Eindrücke, die ich bis jetzt vom heutigen Tage gewonnen habe, nieder.

Die Russen brachten ihren Winter mit strenger Kälte und Sonnenschein, unsere Truppen haben sich den Frühling mitgebracht mit seinen den Schnee verzehrenden Stürmen. Schlechtes Marschwetter. Ueberall tiefe Wasserlachen.

So, jetzt will ich doch mal sehen, wie es bei mir „zu Hause" aussieht, schon um meine Frau zu beruhigen. Ja, die Russen haben schrecklich gehaust. Auf dem Wege zur Wohnung kommt mir die Frau meines Verbandskollegen, des Kutschers Genuth, entgegen. Sie ruft mich an:

„Was mach' ich bloß, mein Mann liegt erschlagen in der Libauer Straße! Gestern abend ging er Pferde füttern, auf dem Wege zum Stall ist er von den Russen totgeschlagen worden. Er liegt nun schon bis heute mittag, ohne daß sich wer um ihn kümmert."

Ich kann der Aermsten nur sagen, daß ich nichts dazu tun kann. Die Straße von Leichen zu leeren, ist Aufgabe des Militärs. Die Russenleichen sind schon aufgelesen. Kein Mensch ist auf der Strecke zu sehen, die ich zu gehen habe. Es sind etwa 800 Meter.

Niemand im Hause. Eine unheimliche Stille. In der Stadt hat man mir gesagt, daß vor etwa einer halben Stunde zwei Russen aus dem Gehöft gebracht worden seien. Das Ungeziefer hatte in der Spreu gelegen. Ist vielleicht nicht noch einer drin versteckt? Na, es ist egal, rin. Rauf nach meiner Wohnung. Bös sieht es aus; die Türen eingeschlagen. Auf dem Vorsaal liegt Wäsche verstreut, einige wenige Stücke sind es nur, aber in welchem Zustand!

Die größere Wohnstube betrete ich durch die eingeschlagene Türfüllung. Der Kleiderschrank liegt auf der Seite. Ein Trümmerhaufen. Zwei Anzüge, zwei Ueberzieher von mir — verschwunden. Die Kleider meiner Frau — verschwunden. Die besten Stücke Wäsche — verschwunden. Meine Bücher — zerrissen. Nicht alle, eine Bibel hat man sehr sorgfältig aufbewahrt. Kisten und Kästen sind aufgerissen, ihr Inhalt ist in alle Ecken verstreut. In Flaschen eingesottene Heidelbeeren sind überall dazwischen vergossen. Bis an die Decke hat man den roten Saft verspritzt. Schauderhaft sieht es aus. Mein Schaden etwa 1100 M.

Meinen Kanarienvogel hat man aus dem Gebauer gelassen. Er sitzt seelenvergnügt auf seiner Futterkiste. Pip, pip, begrüßt er mich. Ich nehme ihn mit in mein Notstandsquartier.

Warten wir nun ab, was weiter wird. Hoffentlich bleiben wir deutsch. Von der russischen Kultur habe ich schon bis jetzt genug zu sehen bekommen. Nach einer neuen Auflage gelüstet es mich ganz und gar nicht. Beim nächsten wirklichen Alarm rücke ich ab, und ich will den sehen, der mich einen Feigling nennt.

Soeben kommt ein Kollege zu mir. Er nennt mir noch die Namen verschiedener Verbandskollegen, die von russischer Mörderhand gefallen sind. Darunter ist ein alter Verbandsinvalid, der alte Bremer. Was der nur dem Gesindel getan haben mag?

Theater und Musik.

Charlottenburger Schillertheater: „Nacht und Morgen." Schauspiel von Paul Lindau. Paul Lindau hat von der Technik des französischen, auch in Deutschland früher so beliebten Gesellschaftsstückes gelernt. Er weiß — und das ist heutzutage, wo die Bühnendichter meist mit weit größeren Prätensionen, doch viel geringerem Vermögen, dem hochgesteckten Ziele nachzukommen schaffen, ein seltener Fall — in kluger Art zu spannen und zu unterhalten. Geht er auch niemals in die Tiefe, so werden allgemeinere Fragen des gesellschaftlichen Lebens doch immerhin gestreift, und die Personen haben soweit Menschenähnlichkeit, daß man oft hinterher erst merkt, wie sie doch nur zu einem Schachspiel als Figuren dienten. „Nacht und Morgen", wohl Lindaus letztes Drama, das vor etwa anderthalb Jahrzehnten im „Berliner Theater" herauskam, ist, obwohl es mit einer mageren Pointe just da abbricht, wo die eigentliche Entwickelung, denkt man, erst einsetzen werde, zählt zu seinen geschicktesten. Die im Grunde sehr einfache, dem Hörer bald durchsichtige kriminalistische Situation wird durch herangezogene psychologische Nüancen so gewendet, daß man ihr in steter Erwartung allerhand einstweilen noch zurückgehaltener Trümpfe folgt. Man glaubt, ein differenziertes Ehedrama solle sich entspinnen. Indes ist das nur Schein. Auf einmal fällt der Vorhang. Indessen die Empfindung des Düpiertseins wird durch die dankbare Erinnerung, daß der Verfasser, wenn er auch durch Erwartung bluffte, in dem engen Kreis, den er nicht überschreiten wollte oder konnte, nirgends langweilig wurde. Der Legationsrat Freiherr von Eckhorst, der skrupellose und verwöhnte Genußmensch, auf welchen der Verdacht fällt, ein wichtiges diplomatisches Dokument veruntreut zu haben, geht aus der dunklen Affäre mit blankem Ehrenschild hervor, nur durch die Entdeckung eines peinlich blamablen Ehebruchs in den Augen der oft betrogenen, allzu nachsichtigen Gattin kompromitiert. Der Schuldige ist ein kleiner Beamter, der, im Verhältnis zu Eckhorst dazu ein Ehrenmann, in einem Augenblick ratloser Angst, wie er die Defraudationen seines ungeratenen Sohnes decken könnte, der Versuchung erlag.

Die Aufführung, in der die Herren Senger, Achterberg, Noack, Förster, die Damen Hedwig Pauly und Else Wasa in den Hauptrollen wirkten, war tadellos gerundet. Der Verfasser konnte mehrmals erscheinen. dt.

Karfreitags-Konzert des Berliner Volkschors. Als im Volkstheater am Bülowplatz mittags der Vorhang aufging, gewahrte man ein Bild, in sattes Helldunkel getaucht, etwa wie eins der berühmten Antwerpener Gildengemälde von Rembrandt. Auf der unter Fortanybeleuchtung gestellten Bühne hatte in amphitheatralischer Steigung der Volkschor mit dem Blüthner-Orchester Platz genommen. Diese Aufstellung erwies sich, abgesehen von ihrem malerischen Reiz, zugleich als die vortrefflichste Lösung des Problems: Akustik. Von der Bühne her, seitlich, nach rückwärts wie nach obenhin zusammengehalten, quollen die Tonwellen machtvoll in den Zuschauerraum, ohne doch an Vibration zu verlieren. Eher ließe sich behaupten, daß jede feinste Schwebung oder Klangfarbe, sei es der Instrumente, sei es der Singstimmen, klar unterschiedlich hervortrat.

Das Programm trug natürlich dem ernsten Tage wie auch der Kriegstragödie Rechnung. Sebastian Bachs gewaltige Kantate „Ein' feste Burg usw." gab den Anfang, vier ernste Gesänge für eine Baßstimme mit Klavierbegleitung sowie das wunderherrliche „Requiem" von Johannes Brahms gaben Mittelstück und Beschluß.

Das drittgenannte Werk ist ja von seiner früheren Aufführung her bekannt. 1916 werden fünfzig Jahre seit seiner Entstehung verflossen sein. Und fast so lang wird es auch zur Aufführung gebracht. Heute, wo dies deutsche Requiem dank seiner einzigen musikalischen Schönheit auch vom Arbeiterpublikum nachfühlend verstanden zu werden scheint, begreift man nicht recht, daß es anfänglich sowohl beim gebildeten Publikum wie bei der Kritik auf arge Verkennung stoßen konnte.

Dies Konzert, hauptsächlich die Wiederholung des Requiems, erbrachte aber auch den Beweis, mit welcher Liebe der Volkschor an die Musik hingegeben ist. Er hat trotz der verringerten Zahl seiner aktiven Mitglieder gerade während des Kriegsjahres merklich an künstlerischer Reife gewonnen. Daran dürfte nach dieser herrlichen Darbietung, an der zuoberst die Sopranistin Frau Klara Senius-Erler und der Baß-Baritonist Sidney Biden, sodann die Instrumentalisten Hans Rohrbach (Orgel-Harmonium), Wilhelm Scholz (Klavier) und das Blüthner-Orchester ihren Anteil haben, kein Zweifel mehr bestehen. ek.

Kleines Feuilleton.

Osterei und Osterhase.

Ganz unbedenklich übernahm die Kirche den Namen der heidnischen Frühlingsgöttin Ostara zur Bezeichnung des Festes, obwohl sie sonst deutliche Erinnerungen an die alten Gottheiten nach Möglichkeit ausmerzte und mit der Hölle in Verbindung brachte. So wurde aus dem Walkürenritt zu Wotans Hochzeitsfest die Hexenorgie der Walpurgisnacht, bei der Wotan selbst die Rolle des Teufels übernehmen mußte.

Das eigentliche Wahrzeichen des Osterfestes ist das Osterei und der eierlegende Osterhase. Aber nicht viele wissen, was es damit für eine Bewandtnis hat. Ursprünglich war das Ei das Symbol der Fruchtbarkeit, und man beschenkte sich damit, um zu der Zeit, da die Natur ihren Schoß von neuem öffnet, den Freunden zum Ausdruck zu bringen, daß man die Einkehr der Fruchtbarkeit in ihre Aecker und Ställe, in ihr ganzes Wirtschafts- und Hauswesen wünsche. Gelb und rot wurden die Eier gefärbt, weil dies die Farben des Sonnenballes sind, dessen junge Kraft das Fest der Ostara begrüßt und von dessen Wirkung die Fruchtbarkeit des Feldes im kommenden Sommer in erster Linie abhängt. Wie gedankenlos das Beibehalten der alten Ostersitte geworden ist, sieht man aus der Färbung der Eier, bei denen grün und blau sowie alle anderen Farben dem Gelb und Rot zugefügt werden.

Ganz ähnlich ist es mit dem Osterhasen. Er ist eines der heiligsten Tiere der Frika, der eigentlichen Gottheit der Fruchtbarkeit bei den alten Germanen, und nun bringt er im Auftrage seiner Herrin zu den Menschen die Eier als Symbol der Fruchtbarkeit, für die die Göttin liebevoll sorgen wird. Diese tiefsinnige Legende der altnordischen Naturreligion hat sich unter dem Einfluß der Kirche im Laufe der Zeiten in unser harmloses Kindermärchen vom eierlegenden Osterhäschen gewandelt.

Eiweiß aus Luft.

Die Massenherstellung von Futtereiweiß steht, wie die „Zeitschrift für Spiritusindustrie" mitteilt, in Aussicht. Bekanntlich stehen Kohlehydrate in Deutschland aus den Hackfrüchten, Kartoffeln, Zuckerrüben, Futterrüben, in ausreichender Menge zur Verfügung. Bisher haben wir aber gerade die eiweißreichen Kraftfuttermittel aus dem Ausland bezogen. Es ist nun dem Institut für Gärungsgewerbe in Berlin gelungen, ein Verfahren zu finden, wonach aus schwefelsaurem Ammoniak und Zucker in einfachstem Fabrikationsgange unter Benutzung der Erfahrungen der Bäckerhefeerzeugung Futterhefe mit über 50 Proz. Eiweiß hergestellt wird. Die Erzeugung kann sofort von den bestehenden Lufthefefabriken, die zurzeit ihre Anlagen fast nur zur Hälfte ausnutzen, aufgenommen werden. Auf diese Weise läßt sich spielend die Eiweißmenge der bisher aus dem Ausland eingeführten Futtergerste ersetzen. Das Verfahren ist geeignet, uns auf die Dauer von der Einfuhr ausländischer Kraftfuttermittel unabhängig zu machen.

Nicht geringer als der praktische ist der wissenschaftliche Wert, denn das Verfahren erlaubt zugleich einen tiefen Einblick in die Arbeitsleistung des Zellebens der Kleinlebewesen. Der bei der Fabrikation sich abspielende Arbeitsvorgang zeigt, daß die Hefezellen befähigt sind, unmittelbar, also ohne Zwischenstufe und Zeitaufwand, aus Zucker und Ammoniak das Eiweiß aufzubauen.

Für Bäckerhefefabrikation liefern 100 Teile Zucker und 37,5 Teile Nährsalze 100 Teile gut backende Preßhefe; bei Futterhefefabrikation liefern 100 Teile Zucker und 52 Teile Nährsalze 270 Teile abgepreßte Hefe. Eine weitere Steigerung der Ausbeute steht in Aussicht, so daß auf 100 Teile Zucker 100 Teile Trockenhefe mit 50 Proz. Eiweiß gewonnen werden. Da wir bekanntlich in der Lage sind, das Ammoniak aus dem Stickstoff der Luft zu erzeugen, so kann man ruhig behaupten, daß hier in einem technischen Verfahren der Luftstickstoff in Eiweiß umgewandelt wird, ganz abgesehen natürlich von der großen Tragweite, die das Verfahren gerade im gegebenen Augenblick für uns hat. Es bedeutet wieder ein Riesenloch in dem Aushungerungsplan unserer Feinde.

Notizen.

— Theaterchronik. In den Kammerspielen des Deutschen Theaters findet am Dienstag, den 6. April, die Uraufführung von Karl Schönherrs neuem fünfaktigem Drama „Der Weibsteufel" statt.

— Die Freie Hochschule bietet in ihrem neuen Vorlesungsprogramm in 45 Kursen eine Auswahl aus allen Gebieten von Kunst und Wissenschaft. Ausführliche Programme kostenlos in allen öffentlichen Bibliotheken und Lesehallen, in zahlreichen Buchhandlungen und allen Filialen von Loeser u. Wolff.

— Dem 50. Geburtstage Franz Diederichs (2. April) widmet Karl Henckell in der „Münchener Post" folgende Verse:

Feinhörig-hellsichtiger Dichter der Heide.
Zart wie Birken im Sonnengold, zäh wie knorrige Uferweide . . .
Dein Wort ins freie Licht der Natur getaucht,
Kühn vom Atem der kraftschwangeren Welt durchhaucht.
Treuverstehenden Sinns vermählt dem Lebendig-Wahren,
Wächst du, Kampfesgenoß, jung mit den wachsenden Jahren.

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.